

Angelika Weirauch
Katzengericht

Jemand hat die Türen blockiert, alle beide, absichtlich. In jeder klemmt ein Stoß unsortierter Bücher, so dass keine zufallen kann – wie es sonst ihre Pflicht ist.

Es ist Nacht. Zahlreiche Katzen springen lautlos in den großen Raum, setzen sich in den Kreis und halten Gericht. Die erste der eingepassten Holztüren öffnet sich und danach die oberste der kleinen Schubladen, St – Z. Die enthaltenen Karteikarten, Format A7, erwachen nicht, als sich ihre Geister gleich blauen und schwarzen Tintentropfen von ihnen lösen und sacht, aber zitternd in die große Raummitte sinken. Immer mehr Katzen und Kater bilden den lautlosen, lebendigen Ring. Drinnen hocken blind in der Dunkelheit und bibbernd vor Furcht die Geister jener Schriftsteller, deren Werke auf den Kärtchen ganz oben registriert sind. Sie sehen nichts, sie hören nur das gedrängte Leben um sie her, aber sie spüren das Gericht der Katzen, an welches sie nie glaubten. Nun müssen sie Rechenschaft geben über jedes ihrer über Katzen geschriebene Worte. Jeder von ihnen ist froh, keine Katzenromane geschrieben zu haben, keine Glossen und keine veterinärmedizinischen Werke.

Eine tiefschwarze Katze – was freilich nur sie selbst weiß – eröffnet den Prozess und erklärt das Procedere. Form, Material und Größe der vor ihnen durcheinander bibbernden Tropfen richte sich nach der Schwere ihrer literarischen Vergehen. Entlassen sind sofort alle kleinen, winzigen oder ganz flüssigen Tropfen. Sie haben nie, nie schlecht oder sogar lobend über Katzen berichtet. Zum Erstaunen aller schweben sie hell phosphoreszierend nach oben zurück und fallen mit einem entzückten Geräusch über den Holzrand ihres Schubkastens.

Zurück bleiben dicke, klebrige, kissenförmige, pralle, puddingartige. Der einst Strehle war muss lange Zitate aus seinem Katzenlexikon anhören. Auf einmal hört er sie mit Katzenohren, spürt die Anmaßung seiner Beschreibungen. Ihm graust, aber er wird begnadigt und schwebt ab. Der Struwe-Tropfen schwappt vor Aufregung. Passagen seines Katzenkrimis werden verlesen oder sind zu hören. Eine schwarz-weiße Katze – er fragt sich, woher er das weiß, wo er doch nichts sieht – hockt über ihm, hat ihn zwischen den Vorderpfoten, rollt ihn hin und her wie eine tote Maus. Immer wenn der Mörder wieder eine Katze tötet, stechen ihre Krallen in seinen Gallert. O, wenn er doch sterben könnte! Hätte er doch so etwas nie erdacht! Als Mensch ahnte er nicht, dass ein Eintrag auf einer Karteikarte Leben hat, Angst und Schmerzen empfinden kann, leider aber nicht die Möglichkeit der Bewusstlosigkeit. Und kein Blut, was hier fließen könnte! Kein Sterben! Grausam zerlegen ihre Krallen ihn und rollen ihn an harmlosen Stellen seines Textes wieder zur homogenen Geleemasse zusammen. Einen letzten Mörder muss er noch überstehen, denkt er irrtümlich. Große, katzenbelanglose Passagen werden weg gelassen. Der letzte Katzenmörder naht. Sie prüft patschend seine Federwirkung, drückt ihn zusammen und lässt ihn wieder zur Kugel aufschnellen. Das im immer schnelleren Rhythmus. Er leidet ohne Stimme. Seine damals erfundene Katze ist längst tot und gehäutet. Sie aber hört noch immer nicht auf, ihn zu zerdrücken. Warum? In der Verdichtung seines armen Ichs wird es ihm klar: Jetzt kommt die lange Passage über die Hinterhältigkeit und Schlechtigkeit des Katzengeschlechtes. Das ahnden sie mehr als die Morde. Sie formt ihn zum Radiergummi und reibt ihn über die endlosen Seiten seines Manuskriptes, die sich aufrauend lösen. Er hinterlässt dunkle Rückstände, wird immer weniger. Irgendwann sinkt sein Rest zurück in seine Karteikarte, auf der er nun trotz der Dunkelheit lesen kann: „Fragment eines Kriminalromans“.

Unten ist inzwischen Tauber dran, sein ehemals freundlicher Kollege, den er jetzt als Widerling empfindet. Er spürt, dass er auf einmal kätzisch denkt – und im Dunklen sehen kann.

Wannsee, März 2008